Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 20 (1938)

Heft: 35

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 2. September 1938. Erscheint jeden Freitag 20. Jahrgang Nr. 35

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 21.844, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIIIb 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binder A.-G., Telephon 22.252. Postcheck-Konto VIIIb 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wir lesen heute:

Das Genfer Bureau des Frauenweltbundes
Das Schulkind außerhalb der Schule
Immer wieder Angriffe gegen die Frauenarbeit
Was sagt die Leserin

Wochenchronik

Inland.

Das **Unglück der Militärfliegerstaffel**, bei dem durch den Absturz von vier Flugzeugen in den Schwyzerbergen 6 Piloten den Tod fanden, hat im ganzen Land große Bestürzung und Trauer hervorgerufen. —

Von der Tätigkeit der **eidgenössischen Kommissionen** ist folgendes zu melden:

Die nationalrätliche Kommission zur Beratung des Entwurfs zum Bundesgesetz über die **Hilfeleistungen an private Eisenbahn- und Schiffahrtsunternehmungen** hat die Vorlage ohne Gegenstimme gutgeheißen.

Die Kommission, die sich mit dem Bericht des Bundesrates über die Tagung der internationalen **Arbeitskonferenz** befaßte, hat die Stellungnahme des Bundesrates genehmigt, insbesondere zugestimmt, daß das internationale Uebereinkommen betreffend Verkürzung der **Arbeitszeit** in der Textilindustrie nicht ratifiziert werden solle, da es auf dem Grundsatz der 40-Stundenwoche aufgebaut ist.

Die nationalrätliche Kommission für auswärtige Angelegenheiten hat den bundesrätlichen Bericht über die letzte **Völkerbundsversammlung**, die Anerkennung der absoluten **Neutralität** der Schweiz im Völkerbund, vorbehaltlos gebilligt. Sie wird sich nun weiter zu befassen haben mit einer Vereinbarung der Schweiz mit den Vereinigten Staaten über die militärischen Pflichten der Doppelbürger.

Im Lauf der letzten Woche haben mehrere **Kongresse** von Bedeutung stattgefunden. Am 14. internationalen **Altkatholiken-Kongreß**, der in Zürich abgehalten wurde, ist mit Eindringlichkeit auf die Notwendigkeit einer kirchlichen Einigung aller christlichen Konfessionen in einer korporativen Gemeinschaft hingewiesen worden. Der Internationale Kongreß für **Jugendherbergen** in Baden zeigte, daß die erfreuliche Bewegung der Jugendwanderungen in den meisten Ländern in stetiger Entwicklung begriffen ist. Nach Abschluß des internationalen **tierärztlichen Kongresses**, an dem die neuesten Forschungen über die wirksamste Bekämpfung der Maul- und Klauenseuche von besonderem Interesse waren, tagt nun in Zürich der internationale Kongreß für **Geschichtswissenschaft**.

Für die **ostschweizerischen Grenzgebiete** wird die von der Devisenstelle Wien angekündigte Erleichterung der Vorschriften für Grenzgänger im kleinen Grenzverkehr nicht unwichtig sein.

Ausland.

Zurzeit des zehnten Jahrestages des **Kelloggpaktes**, der die unterzeichnenden Staaten, unter denen sich auch Deutschland und Japan befinden, dazu verpflichtete, den Krieg zu ächten, steht im Mittelpunkt des europäischen Interesses die Frage, ob die Auseinandersetzung der **Sudetendeutschen** mit der **Tschechoslowakei** auf friedlichem Wege stattfinden kann. Nach kleineren Zwischenfällen hat die Sudetendeutsche Partei ihre Anhänger zur Selbsthilfe gegen marxistische Gegner auf tschechischem Gebiet ermächtigt, was starke Besorgnis erweckte. Dem Eingreifen Lord **Runcimans** ist es zu verdanken, daß durch einen neuen, weitere Zugeständnisse machenden Plan eine Verhandlung auf neuer Grundlage ermöglicht wird. Es ist eine Zwischenlösung vorgeschlagen worden, eine Verwaltungsreform auf Grundlage einer föderalistischen Gauverfassung. Da dieselbe Zeit benötigt, wurde ein Sofortprogramm an die Hand genommen, das hauptsächlich Konzessionen in der Sprachenfrage und die Anstellung deutscher Beamten bringt.

In **Deutschland** macht sich in Bezug auf die tschechische Frage eine gewisse Zurückhaltung bemerkbar, die den Bemühungen Beneschs und der festen Haltung Englands zuzuschreiben ist, die aber noch kein Einlenken bedeutet. Auf die deutschen Sonderungen im Ausland hat **Rußland** mit einer Bestätigung seiner Verpflichtungen gegenüber der Tschechoslowakei geantwortet und **Polen** auf sein Bündnis mit Frankreich hingewiesen.

In einer Rede, die als Resultat der Ministerkonferenzen zu bewerten ist, hat Sir John Simon betont, daß auch **England** gewillt sei, seinen Bündnispflichten nachzukommen und hat festgestellt, daß der Angreifer sich darüber klar zu sein habe, daß auch ein scheinbarer lokaler Konflikt in einen Weltkrieg ausarten könne.

In **Italien** fand die feste Haltung Englands im Gegensatz zu der bisherigen kühlen Objektivität freundliche Aufnahme, was teilweise als Neutralitätserklärung in der tschechischen Frage aufgefaßt wird.

Durch den Besuch des Reichsverwesers Horthy in Deutschland ist die deutsch-ungarische Freundschaft besiegelt worden, wodurch die Bedenken, die sich für **Ungarn** aus der Achsenpolitik ergeben haben, zerstreut worden sind.

In **Frankreich** schien sich der Widerstand der Linksparteien gegen die Forderungen **Daladiers** betr. Ueberschreitung der 40-Stundenwoche gelegt zu haben. Das Dekret des Ministerrates, durch welches für die Industrie, der Landesverteidigung und, sofern ein Bedürfnis besteht, auch für die private Wirtschaft Ueberstunden bewilligt werden, wird jedoch von den Gewerkschaften bereits wieder als illegal angefeindet.

In **Holland** wird mit großen Feierlichkeiten das vierzigjährige Regierungsjubiläum der äußerst beliebten **Königin Wilhelmine** begangen.

In **Stuttgart** fand der 6. Reichstag der **Auslandorganisation der NSDAP** statt, an dem Rudolf Heß erklärte, daß die Deutschen im Ausland sich zusammengeschlossen hätten um das Deutschtum zu pflegen und gute Nationalsozialisten zu sein, denn als Deutscher könne nur gelten, wer bedingungsloser Gefolgsmann Hitlers sei. In einem starken Gegensatz dazu steht der **Hirtenbrief**, der an der **Bischofskonferenz von Fulda** erlassen wurde und der einen scharfen Protest gegen die antichristliche Einstellung der Regierung enthält und die Aktivierung des katholischen Volkes gegen die innere Zerrissenheit bezweckt.

In **Deutschland** wurde eine neue **Ausländerpolizeiverordnung** erlassen, die für das ganze Reichsgebiet einheitliches Recht schafft und nach der nur Ausländern, die Gewähr dafür bieten, daß sie der Gastfreundschaft würdig seien, der Aufenthalt gestattet werden soll.

Die Unterbringung der jüdischen Flüchtlinge aus **Oesterreich** gestaltet sich immer schwieriger, denn auch die Tschechoslowakei, Polen und die skandinavischen Länder haben die Einreisemöglichkeit eingeschränkt. Da sogar die Einwanderungskontingente der Vereinigten Staaten für zwei Jahre erschöpft sind, hat Lord Duncannon, der Vertreter der Internat. Kommission für Flüchtlingshilfe, anläßlich seiner Schweizerreise die Bildung von vorläufigen Sammellagern angeregt, ein Vorschlag, der die eigentliche Lösung der Frage keineswegs berührt.

Zu wenig Kontakt . . .

E. B. So viel brennende Not, so viel Verzweiflung und Ratlosigkeit ist in der Welt — und so viel Hilfsbereitschaft doch auch und hilfreiches Tun. Aber weder im Dorf, noch in der Stadt, und in der großen Stadt am allerwenigsten ist so viel wahre Menschengemeinschaft, daß die Gesunden und Starken die Strauchelnden und Schwachen tragen würden. Es soll hier und heute nicht gesprochen werden von Versagen der Hilfe von Mensch zu Mensch im noch größeren Verband der europäischen Völkerschaften. Die Feder wagt es kaum, die Emigrantenfrage auch nur anzudeuten — was sich heute hinter diesem Worte birgt an Not und Verzweiflung bei den Betroffenen, an Ratlosigkeit und Beschämung bei denen, die helfen möchten und nicht können, — Worte sind so armselig, wenn sie nicht Boten der Hilfe sein können, daß sie hier besser ungeschrieben bleiben.

Von einer bestimmten Not und Hilfe sei heute etwas ausgesagt, die insbesondere Frauenleid und Frauenwerk betrifft: Zwei Zeitungsnotizen sind es, die, am gleichen Tage erschienen und wieder einmal in aller krassen Deutlichkeit zeigten, wie Not und Hilfe gleichzeitig Menschen bewegen, Menschen, die einander räumlich nahe sind — der eine ist in Not, die andern sind hilfsbereit — aber sie wissen nichts von einander, es fehlt der Kontakt, die Brücke — und das Unheil nimmt seinen Lauf. Muß das so sein?

Die Not.

Ein 21jähriges Dienstmädchen, bisher rechtschaffen, unbescholten, intelligent, aus armer, arbeitsamer Bauernfamilie stammend, erwartet ein uneheliches Kind. Keinem Menschen vertraut es sich an, niemand sieht seinen Zustand (was uns nur schwer begreiflich scheint); das Mädchen gebiert sein Kindlein in der Küche und tötet es alsbald auf furchtbare Weise: „Brutal und rücksichtslos" nannte es der Staatsanwalt — — das worher unbescholtene Mädchen ist zur Kindsmörderin geworden und zu zwei Jahren Zuchthausstrafe verurteilt worden. „Rücksichtslos" ist wohl ein schlecht gewählter Ausdruck für die seelische Verfassung, in der ein so verzweifeltes, verlassenes und keinen Ausweg sehendes junges Menschenkind in dieser schwersten Stunde gewesen sein muß. Sind nicht wir die Rücksichtslosen, auf die das Goethewort paßt: „Ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein" —?

Die „Neue Zürcher Zeitung" schildert bei Anlaß der Gerichtsverhandlung das grausige Vorkommnis und seine Vorgeschichte folgendermaßen:

„Sie hatte den Knaben während der Arbeit in der Küche ihrer Dienstherrschaft geboren, unter den Kleidern verborgen in ihre Kammer getragen und dort auf den Boden gelegt. Als sie aus den Bewegungen und Schreien des Kindes erkannte, daß es lebte, trat sie ihm mit dem Schuh auf den Kopf, bis es erstickte. Dann nahm sie die Arbeit wieder auf. Die Leiche verpackte sie in alten Zeitungen, Strohhüllen für Flaschen und Putzlappen und umwickelte das Ganze mit einem starken Packapier. Eine Woche später übergab sie das Paket mit Küchenabfällen der Kehrichtabfuhr. Auf dem Schuttablagerungsplatz der Gemeinde wurde es am gleichen Tage gefunden.

Die Angeklagte entstammt einer armen Bauernfamilie einer zürcherischen Landgemeinde, heimatberechtigt ist sie im Kanton Schwyz. Ihre Eltern und Geschwister gelten als arbeitsame und rechtschaffene Menschen. Sie selbst ist intelligent. Schon mit vierzehn Jahren mußte sie dem Verdienst nachgehen, die Eltern waren auf einen Teil dieses Geldes angewiesen. Letztes Jahr stand sie bei einer Familie in Beckenried in Stellung. Im Oktober verbrachte sie ihre Ferien bei ihren Eltern; in dieser Zeit kam es zu intimen Beziehungen zwischen ihr und einem Schulkameraden, der in der Nachbarschaft wohnte. Kurz vorher hatte sie an ihrem Arbeitsort einen Burschen kennen gelernt, mit dem sie sich an Pfingsten verlobte. Von ihrer Schwangerschaft unterrichtete sie weder den Vater des Kindes, noch den Bräutigam, noch die Eltern, noch die Dienstherrschaft in Rüschlikon, bei der sie im Mai dieses Jahres in Stellung getreten war. Offenbar erkannte auch niemand ihren Zustand. Für die bevorstehende Geburt traf sie überhaupt keine Vorbereitungen."

„Ich habe meinen Zustand allen Leuten verheimlicht, weil ich so Angst hatte", soll sie erklärt haben. Weder zu den Eltern, noch zur Dienstherrin, noch zu irgendeinem Menschen hatte sie genügend Vertrauen, um sich auszusprechen, um Rat zu erfragen.

Es kann keine Rede davon sein, den Fehltritt des Mädchens, der Ursache zu seiner furchtbaren Tat wurde, zu beschönigen. Immer wieder und nie genug muß in der Erziehung durch Eltern und Lehrer, durch jeden zur Beeinflussung junger Menschen Berufenen betont werden, daß es ein Wichtigstes für das junge Mädchen ist, die Vertrautheit des intimsten Verkehrs niemals vor der Ehe zu gestatten. Ein ebenso Wichtigstes sehen wir darin, daß der junge Mann erzieherisch beeinflußt werden soll, solche Vertrautheit nie von einem Mädchen bei solch oberflächlicher Beziehung zu verlangen. Es ist Schulung zur Charakterstärke, um die es hier geht, Schulung zur Beherrschung seiner triebhaften Wünsche. Und solche Beherrschung wird denen, die durch ihre Triebe gefährdet sind — nicht alle sind es — nur dann gelingen, wenn ihnen eine hohe Auffassung von Ehe, vom Geschlechtsleben überhaupt, übermittelt wird. Wie wenig fähig, wie wenig geschickt sind viele Eltern, ihren Kindern von früh an eine natürliche Einstellung zu den Fragen des Geschlechtslebens, der Fortpflanzung zu vermitteln. Sie überlassen die Aufklärung dem Zufall, der Schule, irgend einem „gewitzten" Nachbarskind, der Schundliteratur usf. und verstehen es nicht, den natürlichen Wissenstrieb [redacted] Kindes, seine naive Fragestellung ebenso natürlich durch dem Kindesalter angepaßte Antwort zu befriedigen, weil ihnen so oft selbst abgeht, in dieser menschlich wichtigsten Domäne ein freier und natürlicher Mensch zu sein. Wie begreiflich, daß Kinder, denen im Kindesalter auf Fragen nur verlegene Ausflüchte oder gar ein robustes „red nüd so dumm" zur Antwort ward, als Jugendliche dann nicht mehr vertrauend zu den Eltern sprechen. Sie reden unter Altersgenossen, sind ohne Führung und tastend gehn sie so vorwärts, mehr oder weniger geschickt, bis sie ins Land der Erwachsenen kommen.

Dieses Mädchen ist jetzt 21 Jahre alt, war also kaum zwanzig, als es zu Falle kam, sein Gefährte war gleichen Alters. Nach all den Aengsten seiner Schwangerschaftszeit, den seelischen Erschütterungen, und nun zur „Verbrecherin" geworden — wie soll es den Weg finden zur Wiedereingliederung in die Gesellschaft? Auf ihm lasten die ganzen Folgen dieser Geschehnisse; der Bursche kann unbeheligt weiterziehen, weder körperlich noch seelisch ist er so betroffen, die Gesellschaft ächtet ihn nicht um seiner Mitschuld willen. Nicht das wünschen wir, daß auch sein Leben zerstört werde, aber welche „Schuld der Gesellschaft" liegt auf uns: Der Bursche

Aus der Not wächst Gutes und Böses: unsere Hoffnung muß sein, daß das Gute überwiege.

Jakob Boßhart.

Lukas

4

Von Marie Bretscher.

Ein Schluchzen löchte sie aus. Sie kämpfte dagegen. Es war stärker als sie, zwang sie auf den Stuhl nieder, legte ihr den Kopf auf die Arme. Als sie aufsah, war Abund verschwunden.

Am Tisch stand immer noch Lukas, mit einem Gesicht, in dem es umging wie von verhaltenem Weinen. Sie ging zu ihm und führte ihn in die Küche, als könne sie ihn nachträglich retten vor dem, was seine Augen gesehen, seine Ohren gehört hatten. Und sie wusch ihm das Gesicht, wusch es viele Male, bis er wirklich zu weinen begann.

In dieser Nacht kam etwas in die Luft, ein heimliches Sausen, ein Fieber, das in den Leib des Winters drang und ihn in wenigen Stunden matt und hinfällig machte. Auf den Dächern fing der Schnee an zu rutschen, die Bäume legten ihre weißen Pelzchen ab, der Boden aber glich einem zerfallenden Gesicht, das Fleisch schwand, zerschmolz, nur die Haut war noch da und überall drängten die Knochen hindurch. Den Himmel bedeckten unruhige Wolken, die Nacht hockte schwarz auf den Federn, stand schwarz auf der Straße und blickte schwarz und unheimlich durch die Fenster in die Häuser hinein.

Lukas fuhr weinend aus dem Schlaf. Ein Mann hatte ihn auf die Schulter genommen und war mit ihm davongerannt. Er klammerte sich an seine Mutter, die frierend an seinem Bett stand und mit offenen Augen noch weit schrecklichere Dinge geträumt hatte. Nachdem er wieder eingeschlafen war, ging sie von Fenster zu Fenster und starrte in die Finsternis hinaus. Ihr war, als hörte sie Schritte ums Haus. Sie öffnete die Tür.

„Abund!" rief sie.

Ein lauer Wind sprang über die Schwelle und an ihr empor.

Abund aber ging durch die Nacht wie durch schwarze, niederhängende Tücher. Sie legten sich vor sein Gesicht, daß er nicht atmen konnte. Er machte mit der Hand eine fortschiebende Gebärde, doch die Hand fuhr durch nichts, taumelte, da kein Widerstand ihre Bewegung begrenzte. Der Boden unter seinen Schuhen gab nach, alles war weich und glitschig, bei jedem Schritt vorwärts rutschte der Fuß um die Hälfte wieder zurück. Der Wind stellte sich ihm entgegen, doch Abund kämpfte sich durch. Er wollte auf freies Feld gelangen und wußte nicht wie es geschah, daß er fortwährend ums Dorf herum lief. Er blieb stehen, der Schweiß rann ihm über den Rücken. Der Boden gab einen schwachen Schimmer ab und plötzlich war es, als regten sich viele Hände und tupften mit den Fingern in den Schnee. Regen, dachte Abund erstaunt und sah im Aufblicken in einiger Entfernung Bergits erhelltes Fenster.

Niemand wußte, wie es geschehen war. Bergit stand neben der im zerschmolzenen Schnee liegenden Leiter und blickte auf Abund, der tod in all der Nässe lag. Der Tag schimmerte fahl durch die immer noch unruhig ziehenden Wolken. Ein Wind sprang hin und her, durch Bergits Rock auf Abunds Hemd, das über der Brust gebauscht und offen stand. Der Kopf hatte sich nach hinten eingewühlt, das Kinn stach hart und gelb in die Luft. Bergit riß den Blick los, wandte das Gesicht ab, während der Bauer und ein Knecht sich um den Verunglückten zu schaffen machten. Nein, niemand wußte, wie das geschehen war. Auch Bergit nicht. Ob sie denn gar nichts gehört habe?, fragte man sie. Nein, sie habe nichts gehört. Im Mörtel unter ihrem Kammerfenster war eine Kerbe zu sehen. Dort mußte die Leiter gerutscht sein. Der Boden war glitschig gewesen und hatte keinen Halt geboten. So war es wohl geschehen, aber Bergit hatte geschlafen und nichts gehört. Sie könne sich nur eines Traumes erinnern, sagte sie: ein Baum sei gefällt worden, das Splittern und Krachen sei so heftig gewesen, daß sie darob erwacht war; sie hatte Licht angezündet und war dann wieder eingeschlafen.

„Und das Licht?", fragte die Mutter.

Das habe sie vorher wieder gelöscht, antwortete Bergit und strich sich dabei über die Haare, die sich unter der Berührung leise bauschten.

Lukas wurde aus der Schule geholt. Eine Bäuerin ging neben ihm und sagte ihm unaufhörlich, daß er ein armer Bub sei. Ihm war äußerst unbehaglich zumute. Das Wasser lief ihm in die Schuhe. Der Schnee hatte sich in einem trüben Morast verwandelt. Zudem hatte er Schmerzen im Hals, und manchmal war es, als blase ein unsichtbarer Mund einen kalten Atem über seinen Rücken. Er hätte sich gerne verkrochen, aber die Straße lag lang und kahl vor ihm. Man ging wie nackt und von allen Seiten angewebt, und manchmal war es, als schwebe der Kopf hoch über dem Körper. Es gelüstete ihn, sich von der Frau führen zu lassen, allein, er schämte sich, er war zu groß dazu. Ein Rabe flog krächzend über die Straße. „Ach ach", jammerte die Bäuerin, „ach ach", und Lukas schloß einen Augenblick die Augen, weil alles so unerträglich war.

Zu Hause war alles fremd, überall Leute, die hin und her gingen, oder herumstanden und flüsterten, oder weinten, oder die Köpfe schüttelten. Auch die Mutter war fremd. Sie hatte gar kein Gesicht mehr, ein weißer Fleck, auf dem nichts zu unterscheiden war. So oft Lukas hinschaute, schwebte er hin und her.

Am Nachmittag kam Tante Anna. Sie stand plötzlich da, groß und schwarz gekleidet. Sie raunte und flüsterte nicht. Ihre Stimme ging ruhig und stark durch das kleine Haus, war wie Brot zwischen mulmigem Zeug. Die Mutter ging in die Küche um Kaffee zu kochen, und Lukas war es, als habe er alles nur geträumt. Ihm wurde wohl, ungeheuer wohl, das Wohlbefinden hob ihn geradezu in die Luft. Er lachte schwindlig und schloß die Augen, riß sie aber sofort wieder auf, um nicht zu stürzen.

„Komm", sagte die Tante und zog ihn hinter dem Tisch hervor.

Sie hatte eine gute Art, zu ziehen. Lukas war es, als reite er auf Vaters Armen durch den Wald. Doch wie er stand, wurden die Dinge um ihn wieder sehr deutlich. Ein Stück Messing am Ofen drängte sich ihm auf und machte ihm ein wenig übel. Dann verschwand alles aufs neue, und er ging über Watte und Schnee in eine fremde Welt.

Das Fieber packte ihn und schleuderte ihn über gewaltige Berge. Die Luft schoß so rasend an ihm vorbei, daß ihm der Atem verging. An einem Stern hielt er sich fest, saß plötzlich auf einer Schnur wie auf einer Schaukel. „Weiter!", sagte das Fieber, löste seine Hände und ließ ihn los. Ein Schreck durchfuhr seinen Körper. „Nein" sagte der Vater, und schlug mit der Faust auf das Porzellanhündchen, während Lukas traurig die zerstreuten Bildchen zusammenlas. Hinter der Türe weinte die Mutter. Nur die Rothaarige lachte und rührte mit einem hölzernen Löffel in einem riesigen Kessel. Dieser wurde größer und größer, sein Inhalt war ein Gemisch von Schnee und Wasser. Man sinkt ein, dachte Lukas. Er blickte sich um, ob niemand sehe, wie er immer tiefer sank. Die Straße schien keinen Boden zu haben. Doch jetzt hatte sie zwei schwarze Flügel und flog mit ihm zur Schule. „Bäh bäh bäh" setzte er auf die Knaben und Mädchen hinab. Die standen und blickten empor, wie wenn im Frühling der Storch über das Dorf flog. Er wollte noch höher hinauf, allein, der Vater, der groß wie ein Haus über die Straße ging, packte ihn am Bein. Er schrie, bis die Mutter auf die Schwelle trat und es heftig zu regnen begann.

(Fortsetzung folgt.)

nur ganz am Rande dieses Geschehens gelassen, kann ähnliches Schicksal weiterhin auch anderen Mädchen bereiten — und immer wieder kann an einem vorher unbescholtenen Mädchen diese „Gretchen-Tragödie" sich wiederholen.

Nicht daran geht ein solch bedauernswertes Geschöpf zugrunde, daß es einen Fehltritt begangen, daß es sich zu früh und unter falschen Umständen hingab. Die Gesellschaft weiß, daß dies je und je geschieht und kann es auch kaum ändern u. verhindern — aber die Folgen des Fehltrittes lassen aus dem an sich schon unrichtigen Verhalten ein Verhängnis werden: das uneheliche Kind wird als eine Schande angesehen. Angst, zu Hause fortgejagt zu werden, verschloß dem Mädchen den Mund, die „Schande" wollte es verheimlichen und die Furcht vor Schande ließ kein mütterliches Gefühl, nur Verzweiflung wachsen. — Die Gesellschaft — und wer ist das? das sind wir alle, die wir eine Nachbarschaft, eine Stadt- oder Dorfbevölkerung, einen Staat bilden — die Gesellschaft kann dem unehelichen Kinde nicht den ganz gleichen Rang geben wie dem ehelichen. Denn sie hat die Ehe zu schützen, als Institution, auf der sich die Gestaltung des Lebens der Gesellschaft, der Familie aufzubauen hat. Aber sie sollte etwas anderes können, besser können als bisher: das uneheliche Kind und seine Mutter dürfen sich nicht als Geächtete empfinden. Wenn eine solche Tragödie hereinbricht in das Leben eines Mädchens, wenn nicht vermieden hat werden können, daß es die geordnetere Bahn verließ, dann soll es seines Platzes in der Gesellschaft auch nach der Geburt eines Kindes nicht verlustig gehen müssen. Es dürfen nicht Angst vor Verachtung und Vorwürfen derart sein Leben vergiften, daß es in die Isolierung getrieben wird.

Hier soll nicht das ganze Problem der Stellung der unehelichen Mutter und ihres Kindes aufgerollt werden. Fragen psychologischer, soziologischer, juristischer und wirtschaftlicher Natur sind in ihm enthalten. Nur als Hinweis auf solche Not, die täglich unter uns lebt, auf unsere Mit-Verantwortung den Betroffenen gegenüber sei an dieser Stelle hingewiesen. Hilfe mannigfacher Art wird zu leisten versucht und auch sehr oft geleistet durch Beratungsstellen für Schwangere, für Mütter, durch Amtsvormundschaften, Mütterheime. Welche Tragik, wenn, wie in diesem Falle, die Hilfsbedürftige und die Hilfsbereiten sich räumlich so nahe sind und wenn dennoch keins vom andern weiß.

Von einer Hilfe

die so nahe gewesen wäre, meldet eine andere Zeitungsnotiz. Sie berichtet von der Arbeit in einem Mütter- und Säuglingsheim. Da heißt es:

„Wer kennt es nicht, das freundliche, lichtdurchflutete Haus im Seefeldquartier Zürich — das Mütter- und Säuglingsheim Inselhof* Heim will es sein, nicht nur Gebäranstalt für verheiratete Frauen, nicht nur Zufluchtsort für außerehelich Mütter, auch nicht nur Ausbildungsstätte für junge Töchter zu verantwortungsbewußten Säuglingspflegerinnen, nein, wirkliche Heimstätte für alle, die sich ihm anvertrauen, vor allem auch den vielen Kindern, die im Heim geboren, gepflegt und zum Teil bis zum 6. Altersjahr auferzogen werden. Welch große Hingabe setzt das aber bei den Schwestern, bei der Fürsorgerin, beim Pflegepersonal, bei allen Angestellten überhaupt voraus, wie viel Uneigennützigkeit und Liebe braucht es täglich, stündlich und so viel innere und äußere Kraft benötigen sie alle, um den andern helfen und dienen zu können. — Jährlich treten viele Hunderte von Frauen (1937 waren es 762) zur Geburt in den Inselhof ein und erfreuen sich einer äußerst sorgfältigen und gewissenhaften Pflege.

„... Nicht nur verheiratete, auch ledige Mütter finden Aufnahme im Heim; sie können schon einige Monate vor der Geburt eintreten und ihre Kosten zum Teil durch ihre Mitarbeit im Haushalt abverdienen. So oft bringt diese Wartezeit einer jungen Mutter tiefen Segen. Sind es doch Monate des innern und äußern Reifens. Je länger der Aufenthalt im Heim dauert und damit auch der Kontakt mit der Fürsorgerin, umso mehr ist eine eingehende und tiefergreifende Betreuung möglich. — Da sucht eine junge Mutter Rat. Zwar ist sie noch in Stellung, aber bald genug wird die Meisterin von ihrem Zustand erfahren und in wenigen Wochen wird sie jenes Haus verlassen müssen. Heim gehen kann sie nicht mehr. Ihre Mutter ist gestorben, den Vater hat sie überhaupt nie gekannt. Wohin also? Wie dankbar nimmt sie den Vorschlag der Fürsorgerin entgegen, ihr einen Platz zu reservieren. Nun weiß sie, wo sie während der schweren Monate zu Hause sein wird, wo man sich ihrem Kinde annehmen wird, so kann sie etwas ruhiger ihrem Schicksal entgegensehen. Selbstverständlich wird sie mitarbeiten und sich in den großen Hausbetrieb einfügen müssen, aber das wird sie gerne tun, schon ihrem Kinde zulieb ..."

— — — „Ihrem Kinde zuliеb" — — Dem unglücklichen jungen Mädchen, das nun seine Zuchthausstrafe angetreten hat, war dies Los nicht gegönnt. Einmal mehr ist ein Mensch einsam in seiner Not gewesen, mitten unter Menschen, mitten unter uns. Von solchem zu wissen, muß uns ein neuer Ansporn sein, immer wacher, immer wachsamer zu werden und — gleichviel ob auch eigene Not und Sorge uns zeitweise mehr als genug bedrücken — offen zu sein dem Nächsten, daß seine Not sich uns offenbare, auch wenn er den Kontakt nicht selbst herstellen kann. Erst dann wird die grause Tat des Kindsmordes nicht mehr begangen werden, — welch beredter Anwalt für die Kindsmörderin ist schon Pestalozzi gewesen — wenn keine werdende Mutter eines unehelichen Kindes mehr in der Angst leben muß, daß sie und ihr Kind Geächtete würden. —

* Für dies Heim, das neben der Pflege und Betreuung von Müttern und Kindern auch Schwesternschulung für Säuglings- und Wochenpflege bietet, wird am 3. September am Bürkliplatz in Zürich ein Bazar abgehalten, der der Gunst des Publikums anempfohlen sei.

Das Genfer Bureau des Frauenweltbundes

Wie gewohnt, wird der Weltbund für Frauenstimmrecht und staatsbürgerliche Frauenarbeit auch dies Jahr während der Zeit der Völkerbundsversammlungen in Genf sein temporäres Bureau offen halten. Dies wird das Zentrum, der Treffpunkt sein nicht nur für die vielen Mitglieder der dem Verband angeschlossenen Sektionen, sondern für alle an Frauenfragen Interessierten, die in diesen kommenden Wochen Genf besuchen werden.

Das Bureau wird dies Jahr besonders günstig gelegen sein: rue Bonivard, 6 (neben der englischen Kirche) nahe den meisten Hotels, wenige Minuten von der Autostation, die mit dem Völkerbundspalais verbindet, nahe auch dem Palais Wilson, in dem so viele wichtige internationale Organisationen sozialer Natur ihren Sitz haben. Die Genfer Frauenstimmrechtsfreundinnen, zurzeit mitten im Kampf um ihre gute Sache — sie sammelten Stimmen für eine Initiative — haben ihr Aktionsbureau mit diesem internationalen Bureau ihrer Gesinnungsfreunde verbunden.

Ab 5. September wird das Lokal täglich, außer Sonntag, von 10—12 Uhr und 14—18 Uhr geöffnet sein. Auskünfte jeglicher Art, Adressen sind dort erhältlich, Frauenzeitungen und Zeitschriften liegen auf; der Ort ist geeignet, sich Rendez-vous zu geben, auch Tee wird serviert. Es werden zudem kleinere Zusammenkünfte arrangiert, zu denen alle „Frauenbewegten" schon jetzt herzlich eingeladen sind.

Die Genferinnen, denen wir für die Vorbereitungen zu dieser für fachliche und gesellige Bedürfnisse gleichermaßen begrüßenswerten Einrichtung dankbar sind, melden schon jetzt, daß von den führenden Frauen der Internationalen Frauenbewegung in Genf auf diese kommenden Wochen zu erwarten sind: die Präsidentin des Weltbundes für Frauenstimmrecht und Staatsbürgerliche Frauenarbeit, Mrs. Corbett-Ashby (London), sodann Fr. Rosa Manus (Holland) Fr. Adele Schreiber, Mme. Malaterre-Sellier (Frankreich), Mrs. Spiller (Großbritannien), u. a., die alle die in Genf weilende Generalsekretärin und die Genfer Vertreterin des Weltbundes, Mlle. E. Gourd, unterstützen werden im Bestreben, dies Bureau für alle es Aufsuchenden zu einem interessanten und ihren Absichten dienenden Zentrum zu machen. —

Hoffen wir, daß auch manche unserer Leserinnen aus der deutschsprachigen Schweiz sich in Genf umschauen können. —

Das Schulkind außerhalb der Schule*

Der Titel der Broschüre mag da und dort befremdendes Kopfschütteln erregen. Sind eigentlich unsere Kinder, so wird man fragen, überhaupt nur noch der Schule untertan? Hat uns nicht Pestalozzi gelehrt, daß das Hauskind viel echter und wirklicher ist als das Schulkind? Will die Schule von heute, uneingedenk seiner Mahnung, während sie acht oder neun Jahre lang die besten Tagesstunden des Kindes mit Beschlag belegt, sich auch noch zum Herrscher über seine kärgliche Freizeit aufwerfen?

Diese naheliegende Frage wird in einem der Broschüre vorangestellten gehaltvollen Vorwort des städtischen Schuldirektors, des Herrn Stadtpräsidenten Dr. Bärtschi, aufgeworfen und verneint: „Die Schule erstrebt keine Monopolstellung; sie kennt die Schranken, die ihrem Wirken gezogen sind und weiß wohl, daß sie in der Jugenderziehung nur fördern, ergänzen, helfen, nicht selber Grund legen und vollenden kann. Aber sie ist sich auch bewußt, daß ihre Bemühungen sich nicht nur auf das Schulzimmer beschränken dürfen. Sie ist den übrigen Erziehungsmächten — der Familie, den kirchlichen und kulturellen Vereinigungen, der gesamten Oeffentlichkeit — ein offenes Wort schuldig, wo sie die Jugend durch mißliche Umwelteinflüsse und Unverstand gefährdet sieht?

Die Jugend von heute — die Broschüre erbringt dafür wohltuende Belege — ist sicher nicht schlechter als die früherer Zeiten, aber sie ist viel stärker allen möglichen Ablenkungen, erziehungsfeindlichen Einflüssen ausgesetzt. Sie hat es im Grunde viel schwerer, zu sich zu kommen, ihre Kräfte zum ruhigen Wachsen und Reifen zu sammeln. Der Weg der gesunden Entwicklung ist von mannigfachen Gefahren umlauert, und die Wegweiser — Elternhaus, Schule, Kirche stehen oft selber nicht mehr fest, oder die Sprache ihrer Tafeln ist verblaßt, sie versagen in ihrer richtunggebenden Kraft.

Anlaß zur der großen Umfrage — es wurden ca. 13,000 Knaben und Mädchen der städtischen Hilfs-, Primar-, Mittel- und höheren Klassen erfaßt — gab die Klage eines Mitgliedes der städtischen Zentralschulkommission über die gesundheitlichen und moralischen Schädigungen, die Schulkindern aus der Mitwirkung bei Aufführungen im Stadttheater erwachsen. Die Erhebung wollte nun in erster Linie die Zugehörigkeit der Schulkinder zu

Vereinen

und Organisationen ermitteln, zu musikalischen, politischen, sportlichen, religiösen etc. Dann wurde aber auch die weitere Freizeitbeschäftigung der Schuljugend: Besuch von Wirtschaften, Tanzanlässen, von Kino und Sportveranstaltungen unter die Lupe genommen. Es stellt sich heraus, daß, mit Ausnahme des ersten Schuljahres, auf jeder Altersstufe mehr Schüler vereinszugehörig sind als nicht. Das sechste Schuljahr zeigt sich als Rekordinhaber in Bezug auf Vereinszugehörigkeit. Viele Schüler gehören drei und mehr Organisationen an. Kein Wunder, daß ein Lehrer zu dem summarischen Urteil kommt: „Die Zahl der Vereine, denen ein Schüler angehört, ist meist umgekehrt proportional zu den Schulleistungen und der allgemeinen Führung".

Selbstverständlich werden auch gute Wirkungen der Vereinszugehörigkeit gebucht: Gewöhnung an Ordnung und Disziplin, Hilfsbereitschaft bei den Pfadfindern, Hebung des Selbstgefühls, turnerische Fertigkeit und Initiative bei Kindern, die sportlichen und turnerischen Vereinen angehören, gelegentlich musikalisches Interesse bei Mitgliedern einer Knabenmusik usw. Aber die ungünstigen überwiegen: „Wer im dritten Schuljahr bereits in drei Vereinen tätig ist, der ist neben der Schule überlastet". „Ungünstig, wo zielbewußte Führung und Erziehung zur Ordnung fehlen." Vor allem wird über die Wirkung der abendlichen Vereinsübungen und über die Belastung des Sonntags geklagt. „Am Montag sind den Knaben die Sportresultate des Sonntags wichtiger als der Unterricht." Eine Turnlehrerin bedauert es, wenn ihre Schülerinnen Mitglieder eines Sportvereins sind: „Schon bei den Junioren werden Kanonen und Kanonen ausgesucht, durch Spezialtraining zu Spezialisten erzogen, und manch eine erleidet seelisch, wenn nicht auch körperlich, Schaden."

Wenn die Lehrerschaft in ihrem Urteil über Wert und Unwert der Vereinszugehörigkeit kein einheitliches Bild bietet, so ist sie in einem anderen Punkte, dem die Umfrage sorgfältige Beachtung schenkt, völlig einig: In der Einschätzung des

Familieneinflusses

auf das Kind. Das ist es doch, was uns alle, die wir erzieherisch oder sozial tätig sind, im Innersten bewegen muß. Das vielfache Versagen der Familie als zentrale Stätte der Erziehung. Die beste Organisation und die beste Schule bietet nun einmal keinen Ersatz für das, was dort versäumt wird. „Ein ganz trauriges Kapitel sind die Eltern und ihr Einfluß auf die Kinder. Die meisten wollen modern erziehen, träumen irgendwie vom Jahrhundert des Kindes, entziehen sich den unangenehmen Auseinandersetzungen. Lassen sich alles und jedes bieten." „Vielfach sind die Eltern mitschuldig, einerseits, weil sie den Schulkindern zu viel Zeit zum Herumschlendern lassen, ohne sie über ihren Verkehr und ihren Aufenthaltsort zu befragen, anderseits, weil die Eltern selbst ihrem Vergnügen nachgehen und die Kinder sich selbst überlassen." „Ein Polizist macht mit seinem vom Lungensanatorium heimgekehrten Buben einen Rundgang durch die rauchigen Wirtschaften. Mütter kaufen ihren Knaben Schußwaffen. Väter schenken den Söhnen Schundliteratur schlimmster Sorte. Eltern besuchen mit ihren Töchtern Tanzanlässe bis nach Mitternacht." So tönt es fort, ein wenig erbaulich Lied, ein Lied, das vor allem uns Frauen aufrütteln muß zu einer entscheidenden Tat. Es freut uns auch, daß an gesetzlichen Neuerungen, die zur Sanierung der üblen Verhältnisse vorgeschlagen werden, der Erziehung der Jugend zum Elternberuf große Bedeutung beigemessen wird: „Bildet Mütter heran! Einführung des obligatorischen hauswirtschaftlichen Unterrichts und der Fortbildungsschule mit Internat!" Unterrichtliche Vorbereitung der größeren Schüler auf spätere Familienpflichten, staatsbürgerlicher Unterricht auch für Mädchen!

Nicht als ob die Schule in pharisäischer Ueberheblichkeit alle Schuld und Verantwortung dem Elternhaus aufladen möchte. Sie geht in erfreulicher Ehrlichkeit auch mit sich selber ins Gericht. „Unter dem Schlagwort Freiheit glaubte man auf eine straffe Disziplin verzichten zu können." „Die Schule wagt es oft nicht, gegen offensichtliche Schäden energisch aufzutreten!" „Die Schule bietet zu viel Zerstreuung und Sensation." Zu viel Intellekt, zu wenig Charakterbildung!

Wir sehen: Die Broschüre Cornioley deckt eine Unmenge von Problemen und Nöten auf, die uns alle längst beunruhigen. Daß sie sich auf eine Fülle von Tatsachenmaterial stützt, gibt ihr einen ganz besondern Wert. Sie weist auch allerlei Wege zu einer Behebung der Mißstände. Eine endgültige Lösung, ein Allheilmittel allerdings kennt sie nicht, weil es ein solches nicht gibt. Möchte das eindrucksvolle Werklein von vielen Frauen gelesen werden, zu ähnlichen Umfragen anregen, möchte es uns alle aufrufen zu vermehrter Verantwortung, vermehrtem Einsatz im Dienste der Jugenderziehung!

H. Stucki.

* Bericht zu einer Umfrage der Schuldirektion der Stadt Bern und des Lehrervereins Bern-Stadt von Hans Cornioley. Herausgegeben von der Schuldirektion der Stadt Bern. 1938.

Immer wieder Angriffe gegen die Frauenarbeit

Die „Schweiz. Zentralstelle für Frauenberufe" ersucht um Bekanntgabe des nachstehenden Artikels. Obwohl wir in anderem Zusammenhang an dieser Stelle schon auf manche dieser Fragen hinwiesen, stehen wir nicht an, diese Orientierung zu veröffentlichen. Es gilt immer wieder, treffsichere Darstellungen zu korrigieren und dadurch beizutragen, daß diese für uns so wichtigen Fragen in ihrer Grundsätzlichkeit erfaßt und frei von Ressentiments und Vorurteilen sachlich erwogen werden.

Red.

Das Kreisschreiben der solothurnischen Volkswirtschaftsdirektion zur Frage der Frauenarbeit, welches im Juni 1938 an sämtliche Industrie-Unternehmungen des Kantons verschickt worden ist, hat in der Tagespresse weit herum ein Echo gefunden und ist inhaltlich in-

Die Bildhauerin Elisabeth Ney

Biographische Skizze von Mira Munkh-Eggenschwyler.

Elisabeth Ney ist der Name einer deutschen Bildhauerin, den in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts sicherlich jeder Gebildete kannte, mit dessen Klang damals wohl jeder, den das Kunstleben auch nur entfernt berührte, eine Vorstellung von seiner schönen, erlebnis-bewegten, eigenwilligen Trägerin verband.

Es ist seltsam, wie tief für uns Heutige Name und Menschlichkeit dieser Frau in die persönlichkeitsverwischende Registratur gelehrter Kunstgeschichte zurückgesunken ist. Dabei ist Elisabeth Ney durch ihr Schicksal und durch viele ihrer Strebungen eigentlich viel enger an unsere Zeit gebunden als an die ihrige.

Elisabeth Ney war schön und reizvoll, geistvoll und liebenswürdig, sie wurde geliebt und sie liebte. Aber nicht ihre weiblichen Reize und nicht die Liebe galt ihr als Schicksal. Schon als halbes Kind wußte sie genau, was sie vom Leben wollte und, ohne Bruch in der schnellen Bahn ihres Aufstiegs, gelang es ihr, ihren Willen gelebtes Leben werden zu lassen. Als unsere Ur-ur-großmütter unsere Ur-ur-großmütter nahmen lange bevor der Begriff „Frauenemanzipation" landläufige Form und Formel war, verzichtete Elisabeth Ney auf den Schutz konventioneller Deckung, wies jede männliche Stütze als Hemmnis von sich, gab nicht einmal dem geliebten Mann das Recht, sie seine Frau zu nennen und baute ihr Dasein als selbstbewußter, selbstständiger Mensch ganz aus eigenem Geist, ganz auf eigener Arbeit auf. Alles tollkühn, aberwitzig und gotteslästerlich mußten ihre Zeitgenossen solch Beginnen werten, und nichtsdestoweniger erzwang sie sich von diesen Zeitgenossen Achtung und Ruhm und sogar ausreichend von jener Art Geltung, die sich in Zahlen ausdrücken läßt.

Und so sicher fühlte sie sich beim halsbrecherischen Balancieren auf jener gedachten Grenzlinie, der vielgenannten Grenze der weiblichen Natur, die damals noch viel reelere Trennungen schnitt, so sicher, daß ihr niemals Anmut und Weiblichkeit verloren gingen, so daß sie immer Dame blieb, wenn wir unter dem Begriff: Dame, den formvollendeten Zusammenklang von Disziplin und Souveränität in den inneren und äußerlichen Lösungen der Lebensfragen anlegen wollen.

Elisabeth Neys Werke zeugen für das klare Zielbewußtsein und die durchseelte Technik ihrer Kunst. Wir verdanken ihr die sinnlich-faßbare Gegenwärtigkeit vieler berühmter Männergestalten ihrer Zeit, deren Züge sie in überhöhter Natur aufbewahrte und so davor bewahrte, hinter Taten und Ruhm der Träger zu gestaltloser Legende zu verschwimmen. Elisabeth Neys Büsten von Garibaldi, Alexander von Humboldt, Bismarck, Jakob Grimm, Josef Joachim, Varnhagen von Ense, Liebig, Friedrich Wöhler, Schopenhauer, Ludwig II. sind vom Besuch öffentlicher Sammlungen her und als Illustrationen geschichtlicher und biographischer Werke in das allgemein bekannte Schaugut unserer Kultur eingegangen. Die kongeniale Erfassung aller dieser männlichen Figuren des Welttheaters durch eine Frau scheint uns, und schien auch ihren Zeitgenossen, der sinnfälligste Beweis für die Vollwertigkeit dieser Frau, der Frau überhaupt.

Als die siebzehnjährige Elisabeth Ney, man schrieb das Jahr 1840, ihren Eltern eröffnete, sie könne nun vom Vater nichts mehr lernen und würde eine Kunstakademie besuchen, da geriet die Familie, die Nachbarschaft, die ganze Gesellschaft ihrer Heimatstadt Münster in Westfalen, in hellen Aufruhr. Elisabeth blieb ruhig, bestimmt, logisch. Erst als sie mit logischen Argumenten nichts ausrichtete, trat sie in den Hungerstreik. Die fromm-katholische Mutter tat das Aeußerste und bemühte Seine Hochwürden, den Bischof von Münster, der noch dazu der wichtigste Auftraggeber für die Holzbildhauereien des Vaters ist, er solle dem Mädchen seinen widernatürlichen Plan aus dem Kopf reden. Nach einer langen Predigt des Bischofs und nach kurzen, sehr ruhig, sehr liebenswürdig vorgebrachten Einwänden Elisabeths macht sich der hohe geistliche Würdenträger selbst zum Fürsprech der widernatürlichen Pläne des Mädchens.

In München bei Wilhelm Kaulbach, dem Direktor der Kunstakademie, traf Elisabeth auf nicht weniger schroffe Ablehnung, die zu entwaffnen, sie nicht viel mehr Aufwand an Zeit, Mühe und Temperament kostete. Zuerst mußte einer der Lehrer sie jeden Morgen abholen und sie nach getaner Arbeit auch wieder heimbringen zur mütterlich besorgten Freundin bei der die Eltern sie untergebracht hatten. So sehr schien es damals allen selbstverständlich, daß eine junge und schöne Frau allein, nur als Jagdobjekt männlicher Ausschweifung gewertet werden könne. Bald aber lassen ihre Leistungen und das Ausbleiben der befürchteten ruhe- und ordnungsstörenden Kontakte zwischen den Akademikern und der Akademierin sie zum vollberechtigten Kunstschüler werden, der sich mit der gleichen Freiheit und Selbstverantwortung bewegen darf wie die männlichen Kollegen.

Nach zwei fruchtbaren Studienjahren in München hatte sich Elisabeth Ney als nächsten Lehrer Christian Rauch in den Kopf gesetzt. Und selbst diesem alten, morosen Mann, dem die Lehrtätigkeit so verhaßt war, daß seine Grobheit auch männlichen Schülern zuviel wurde, nahm Elisabeths liebenswürdige Sicherheit, ihr heiterer Freimut, ihr Können und ihr intelligenter Fleiß allen Wind aus den patriarchalischen Segeln. Während der letzten zwei Jahre von Christian Rauchs langer Künstlerlaufbahn arbeitete Elisabeth Ney zuerst als Schülerin und bald als Gehilfin in seinem Atelier in der Berliner Kunstakademie. Nach des Meisters Tod erbte sie eine Menge Aufträge, die sie unter anderm auch an den Hof von Hannover und in das Palais des Bundeskanzlers Bismarck brachten. Bismarck war von Elisabeths Portraitbüste so befriedigt, daß er alle Bildhauer, die ihn nach ihr noch modellieren wollten, mit dem Hinweis auf ihre trefflich gelungene Arbeit abwies.

Um den Auftrag eine Portraitbüste des Dr. Arthur Schopenhauer nach dem Leben zu modellieren, um den bewarb sich Elisabeth Ney allerdings persönlich. Im Oktober 1859 erschien an der streng bewachten Tür der Philosophenwohnung in Frankfurt am Main ein junges, schlankes, hochgewachsenes Mädchen, das den Herrn Doktor zu sprechen wünschte und selbstverständlich abgewiesen wurde. Ebenso selbstverständlich ließ sich das Mädchen nicht von dieser Abweisung verjagen, denn es war Elisabeth Ney. Auch der hartgesottene Weiberhasser Schopenhauer war bald so gründlich bezaubert von dieser Vertreterin des „niedrig gewachsenen, schmalschultrigen, breithüftigen und kurzbeinigen Geschlechts, das weder für Musik noch Poesie, noch bildende Künste ... wirklich und wahrhaftig Sinn und Empfänglichkeit hat", daß er ihr neben seinem Allerheiligsten einen Arbeitsraum zurichtete, ihr dort mit freundlichstem Schmunzeln Wochen hindurch täglich Modell saß und täglich zu stundenlangem Kaffeeklatsch zu ihr kam. „Ich habe nie geglaubt, daß es ein so liebenswürdiges Mädchen geben könne," schrieb Schopenhauer über sie. Und wohl nur der Doktrin zu Ehren mußte er sich immer wieder Mühe geben, wenigstens „einen kleinen Anflug von Schnurrbart an ihr zu entdecken". So wenig Elisabeths stolze und doch leichtfüßige Gestalt Schopenhauers anatomischem Verdammungsurteil entsprach so wenig bedurfte ihr Pallas-Athene-Antlitz eines Schnurrbarts, um bedeutungsvoll und geistsprühleuchtet zu erscheinen.

Es geht die Version, wenn sie auch nicht ganz erwiesen ist, daß Elisabeths Anblick es war, der den sechsunddreißigjährigen Gottfried Keller in Berlin

zwischen auch vom Regierungsrat des Kantons Zug übernommen worden.

Leider brachten die Zeitungen nur einzelne, aus dem Zusammenhang gerissene Abschnitte des Kreisschreibens, und die verständnisvolle Haltung, welche die solothurnische Volkswirtschaftsdirektion dem Problem der Frauenarbeit gegenüber einnimmt, wird nirgends erwähnt. Wir lesen aber in dem Kreisschreiben u. a., daß die Entwicklungsmöglichkeiten der Frau grundsätzlich nicht gehindert werden sollen, und daß der Anspruch der Frau anerkannt wird, ihre Fähigkeiten in den ihr zusagenden Berufen zu verwenden. In der Presse finden wir diese sympathischen Worte nicht, sondern es stehen da unter den Ueberschriften „Zuerst Arbeit und Verdienst für die Männer", „Beschränkung der weiblichen Arbeitskräfte" usw. Auszüge aus jenen Stellen des Kreisschreibens, welche nicht unwidersprochen hingenommen werden können, sondern einer Richtigstellung bedürfen.

Wie viele von anderer Seite gebrachte Vorschläge zur Behebung der Arbeitslosigkeit, so verfällt auch das Kreisschreiben der Versuchung, die Arbeitslosigkeit dadurch beseitigen zu wollen, daß man den einen die Arbeit wegnimmt, um sie den andern zu geben. „Wenn in der Schweiz nur 10 Prozent der unselbständig erwerbenden Frauen allmählich durch Männer ersetzt werden, so ist mit 50,000 freiwerdenden Arbeitsplätzen die Totalarbeitslosigkeit annähernd behoben", so wird argumentiert. Die entlassenen Arbeiterinnen und Angestellten und sonstigen weiblichen Hilfskräfte sollen dem Haushalt und der Landwirtschaft zugewiesen werden, wo man „in den letzten Jahren" ohnehin über 30,000 Ausländerinnen Einreise- und Arbeitsbewilligungen erteilt habe.

Diese Zahl von 30,000 hat nun, versehen mit Bemerkungen über das Verhältnis der Ausländerinnen zu den Schweizerinnen, den Weg durch die Presse gemacht. Uns erscheint es unverständlich, daß solch unbestimmte, bei näherer Prüfung sogar unrichtige Zahlen verwendet werden konnten. Die Volkszählung hat 1930 rund 32,000 Ausländerinnen als Hausangestellte angegeben. Diese Zahl umfaßt alle Frauen mit ausländischem Bürgerrecht, ohne Rücksicht darauf, ob sie in der Schweiz geboren oder schon lange Jahre niedergelassen und dadurch den Schweizerinnen arbeitsmarktpolitisch gleichgestellt, oder eben eingereist sind. Im gleichen Jahr 1930 erreichten die Einreise-Erlaubnisse und Verlängerungen der Aufenthaltsdauer für Ausländerinnen den Höchststand von 13,846. Schon 1932 waren es nur 7448; seither hat sich die Zahl der Bewilligungen weiterhin

stetig gesenkt

und betrug 1937 noch 6509. Von diesen 6509 erteilten Bewilligungen sind rund 3800 Aufenthaltsverlängerungen von kontrollpflichtigen Ausländerinnen und nur der Rest von 2700 sind tatsächlich erfolgte Einreisebewilligungen zum Zweck der Arbeitsannahme als Hausangestellte. Seit 1932 erfährt übrigens die Nachwuchsfrage im Hausdienst eine wesentliche Förderung durch die Wirksamkeit der Schweiz. Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst. Ihre Bemühungen um die Haushaltlehre, die berufliche Weiterbildung, die Lohnfrage, die Normalisierung des Anstellungsverhältnisses, usw. bezwecken, das Ansehen der Hausarbeit als Beruf zu heben, und werden ihm sicher immer mehr geeignete Mädchen zuführen. Auf diesem Weg werden wir dauernde Erfolge erwarten dürfen, während die Umstellung entlassener Industriearbeiterinnen erhebliche Schwierigkeiten verursacht und teilweise überhaupt nicht möglich ist.

Der Vorschlag des Kreisschreibens, man möge zuerst solche Frauen entlassen, die auf Grund der Einkommensverhältnisse ihrer Ehemänner auf einen zusätzlichen Verdienst nicht angewiesen seien, bedeutet im Grund wieder einen Anlauf zur Beseitigung des „Doppelverdienertums". Im Kanton Zürich ist eine Motion gegen das „Doppelverdienertum" kürzlich vom Kantonsrat auf Antrag des Regierungsrates abgelehnt worden. Das solothurnische Kreisschreiben verzichtet wohl aus ähnlichen Erwägungen heraus auf die Ergreifung gesetzlicher Maßnahmen, die eine Menge ungerechter Auswirkungen mit sich bringen würden. Wer will die heikle Aufgabe übernehmen, objektiv und gerecht festzustellen, wo das Einkommen des Mannes ausreicht und wo nicht? Und wiederum möchten wir die durch Umfragen und persönliche Erfahrungen erhärtete Tatsache feststellen, daß der weitaus größere Teil der berufstätigen verheirateten Frauen die Erwerbsarbeit nicht aus Neigung ausübt, sondern aus bitterer Not und unter dem Zwang von Existenzsorgen. Wir glauben, daß auch von den im Kanton Solothurn in Fabrikbetrieben arbeitenden Frauen manche auf die Fabrikarbeit verzichten und daheim sich ihrem Haushalt widmen würde, wenn die nötige Existenzgrundlage vorhanden wäre.

Abgesehen von der Frage der wirtschaftlichen Notwendigkeit ist die Frage der Ersetzung der Frauen- durch Männerarbeit auch ein technisches Problem. Es gibt Tätigkeiten, wo es auf den ersten Blick einleuchtet, daß hier nur eine Frau am rechten Platz ist. Aber auch viele andere Vorrichtungen, die auf den ersten Blick nicht als „typisch weiblich" erscheinen, kann eine Arbeiterin geschickter und sorgfältiger und flinker ausführen, weil sie sich besser dazu eignet. Uns scheint, die geübteste, bestgeeignete Hand soll die Arbeit tun und soll beitragen zum Gedeihen unserer Volkswirtschaft, während ein Ausschluß qualifizierter Arbeiterinnen dieser nur Schaden zufügen kann.

Wir wissen, daß der Umlernung weiblicher wie männlicher Arbeitskräfte von seiten des Bundes große Aufmerksamkeit geschenkt wird, und wir wundern uns, daß diesen Bemühungen in den vielen Vorschlägen der Zeitungspolemik gar keine Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Wir schließen mit einem Zitat von Dr. M. Gagg-Schwarz, die betont, daß selbstverständlich die kritische Lage, in der sich heute die Arbeitslosen befinden, „nicht irgendwie angezweifelt werden soll. Sie haben Anspruch darauf, daß ihnen die Gesamtheit hilft. Doch sollte dabei nicht, wie von mancher Seite gefordert wird und zum Teil schon geschehen ist, zwischen dem arbeitslosen Mann und der arbeitslosen Frau unterschieden werden. Die erwerbstätige Frau ist durchschnittlich so wenig wie der erwerbstätige Mann in der Lage, Zeiten der Arbeitslosigkeit ohne wesentliche Einschränkung der Lebenshaltung oder gar Gefährdung der Existenz auszuhalten."

I.

Zwei Meinungen zum Film.

Da im Artikel „Es geht auch uns an" versichert wird, daß auch altmodische Kinogegner sich äußern dürfen, so möchte ich zum Filmproblem folgendes bemerken.

Erfreulich ist es, daß in der Schweizer Filmkammer ein weibliches Mitglied zugelassen ist, während in Theaterkreisen, beispielsweise in Zürich, die Mitarbeit der Frau nicht gewünscht wird, obschon sowohl dem Kino, wie dem Theater, gerade von weiblicher Seite aktivstes Interesse entgegengebracht wird. Wir Menschen „alter Tradition" betrachten den Naturalismus nicht als höchste Kunstform und empfinden daher die technischen Zauberkünste des Films als unkünstlerisch, auch wenn sie noch so wirklichkeitsgetreu sind. Daß sich seit Kriegsende erstklassige Schauspieler dem Film zur Verfügung stellten, zeigt eben nur, wie sehr bei dem heutigen Tiefstand unserer Kultur echter Kunstsinn dem üblichen Geschäftsgeist weichen mußte. Wer selten ins Kino geht, wird immer wieder durch die künstlichen Stimmen im Tonfilm unangenehm berührt, und selbst die raffinierteste psychologische Darstellung läßt einen nicht vergessen, daß der Kontakt zwischen Schauspielern und Publikum nur vorgetäuscht wird durch mechanisches Wiederholen einstmals lebendig gesprochener Worte.

Im oben erwähnten Artikel wird der erzieherisch verderbliche Einfluß des spannenden, sensationslüsternen Films eingehend geschildert. Wie verflachend und unkritisch überdies der Kinobesuch wirkt, geht aus der Tatsache hervor, daß Arbeiterkreise, die auf Klassenkampfparole eingeimpft sind, ohne jeglichen Protest High-life-Filme über sich ergehen lassen und sogar das „Happy end" dringend herbeisehnen, das im Erreichen jenes Gesellschaftsideals besteht, das sie sonst bekämpfen oder gar vernichten möchten. — Es gelingt eben gewissen machtvollen Geschäftskreisen, aus den niedern Instinkten breiter Massen Kapital zu schlagen und deren Urteilsfähigkeit zu trüben, denn das passive Ansichnehmen der Ereignisse, die sich auf der Leinwand abrollen, benötigt keine Denk- noch Phantasieanstrengung.

Doch nicht nur die soziale, sondern auch die politische Urteilsfähigkeit wird derart geschwächt, daß es der, vom Ausland abhängigen Wochenschau ein Leichtes sein dürfte, den 36 Millionen jährlicher Kinobesucher eine „zum Bild gewordene Weltanschauung zu übermitteln, und bewußt gewisse, unserm Volkstum fernliegende Ideologien" beizubringen.

Der Kino kann trotzdem mit dem Kulturfilm ein moderner Bildungsfaktor werden, er könnte auch über aktuelle politische und sportliche Ereignisse, als „rollende Zeitung" rasch informieren, sofern dies ohne ausländischen Einfluß möglich wäre. Er hat aber überdies seine Berechtigung als leichte Unterhaltungsstätte neben Varietee und Zirkus, und kann durch seine komischen, nicht naturalistischen Darbietungen, wie etwa Micky-mouse-Filme, amüsante Zerstreuung bieten. Doch die Darstellung „wahrer Lebensprobleme" gehören nicht in den Kino, sondern auf die Bühne. Allerdings war das Theater nicht imstande, sich zu einer Kunststätte für das ganze Volk zu entwickeln. Auch in unserer klassischen Demokratie existieren noch Logen und Sperrsitze, wie für die Herrschaften fürstlichen Geblüts der Rokokozeit und der Kaiserhöfe des 19. Jahrhunderts, mit feudalen Preisen, die der heutigen Wirtschaftslage keinesfalls angepaßt sind. Sollte jedoch der Kino, der mit seiner zeitgemäßen architektonischen Aufmachung und Preisen dem Theater gegenüber im Vorsprung ist, wirklich zum Volkstheater werden, mit all seiner technischen Scheinkunst und deren verflachenden und abstumpfenden Wirkung, so müßte man sich nicht wundern, wenn die Grundlagen der Demokratie, nämlich Verantwortlichkeitsgefühl und selbständige Urteilsfähigkeit des Volkes aufs Höchste gefährdet würden. — E. D.

II.

Wie ich das Kino erlebe.

Von Zeit zu Zeit besuche ich das Kino. Nie aber erlebe ich den Film kritiklos, sei es in gutem, weniger gutem oder schlechtem Sinne. Der Film ist mir Anschauung und lebendige Gegenwart, wo Belehrung und Unterricht, Tugend und Laster, Wahrheit und Lüge, Torheit und Weisheit, Glück und Not in Gemälden und in allen Regungen menschlicher Natur an mir vorüberziehen. Darum finde ich den Film in hohem Grade dazu angetan, das Individuum denkerisch zu beeinflussen, und es würde zu bedauern gewesen sein, wenn diese Tatsache, als Staatssache noch länger nicht eingesehen worden wäre.

Heute, nachdem die Technik des Lichtspieltheaters sich so vervollkommnet hat, wäre es gewadezu ein Verbrechen am Volk, wollte man den Kinobesitzer in der Wahl der Vorführungen uneingeschränkt und zügellos walten lassen. Den Hang des Volkes zum Film kann man nicht unterdrücken, deshalb soll man denselben durch gute Darbietungen in geordnete Bahnen zu lenken wissen. Der Film ist so gut als das Radio, der nächstliegende Weg zum Herzen des Volkes und notabene, des modernen Volkes, das lieber sieht und hört, als liest. Da die sichtbare Darstellung aber noch weit mächtiger wirkt, als die bloß gehörte durch das Radio, sollte man ihr alle Aufmerksamkeit zuwenden.

Im Film müßte Vergnügen mit Unterricht, und Zerstreuung mit einem Bildungszweck gepaart sein. Auch das Kriminalistische dürfte niemals auf moralische Unkosten des Schauenden gehen. Es sollte nicht geschehen, daß das Verbrechen ungesühnt bleibt und die Polizei und der ganze Detektiv-Apparat gegenüber dem Mörder, dem Gauner, dem Hochstapler den kürzern zieht, und daß das Lasterhafte in verlockendem Gewande dem Publikum vorgespiegelt wird. Es sollte auch nicht sein, daß man unter der künstlichen Welt die wirkliche wegträumen kann, sondern daß man sie wirklich erlebt, mit andern Worten: Der Film muß wahr sein. Aber es ist schon so, daß wir zehnmal lächeln, ehe wir uns einmal entsetzen. Der Film darf also wohl ein offener Spiegel des menschlichen Lebens sein, nicht aber ein sensationelles Zauberwerk, das unsere Jugendlichen verblendend und irre führt. Und solange Szenen des Elendes nur dazu dienen, damit man die graziösen Körperwendungen und Gesten der Schauspielerin sieht, ist der Film Betrug und nicht Wahrheit; solange er nur die Toiletten, Eitelkeiten und Modetorheiten, statt der Begebenheit, in den Vordergrund stellt, ist der Film nicht ernsthafter Volks-Unterweiser; solange im Film der Taugenichts zu Glück und Ansehen gelangt, während der ehrlich Ringende untergeht, dürfte er schwerlich volksbildend wirken. Wahrheit und Natürlichkeit sollen erste Forderungen sein. Schauspielerinnen, von denen die Kunst alle Natürlichkeit weggechmirgelt hat, veranschaulichen gewiß kein schweizerisches Wesen. Ueberspanntes ist keine Brücke zur Wahrheit. Denn man muß bedenken, daß Hunderte von Augen an jeder Gebärde des Spielenden hangen. Im Kino soll auch ein Freund der Wahrheit und des gesunden Naturgefühls seine Genugtuung finden können, und auch bei einem roheren Menschen sollen durch eindrucksvolle sittliche Darstellungen, verkümmerte Saiten der Seele erklingen.

Wenn wir vollends es erreichten, einen schweizerischen Film zu haben, hätten wir auch den Kanal gefunden, aus dem den Gemütern des Volkes unverfälschtes Wasser schweizerischer Denkart zufließen könnte, das fähig wäre, mitzuhelfen, es zu bewahren vor den verderblichen Einflüssen und Irrtümern fremder Ideologien. Mit Bezug auf die jugendliche Hälfte unseres Volkes möchte ich noch ein Wort von Friedrich Schiller zitieren: „Ich kenne nur ein Geheimnis, den Menschen vor Verschlimmerung zu bewahren und dieses ist — sein Herz gegen Schwächen zu schützen." M. B.

Teyassi

Ein afrikanisches Frauenschicksal.

Eine Schweizerin, die in der Schweizer Missionsstation in Lourenço Marques wirkte, berichtet uns:

Dort hinter den Wellblechbaracken des Missionsspitals in der herrlich an einem Meerbusen gelegenen modernen Stadt Lourenço Marques lag arm und elend Teyassi, die schwarze Frau. Als Kopfkissen diente ihr ein harter Stein. Teyassi war eine verbitterte Natur. Ihr elender Körper, ihre finsteren Augen, ihr von Leid durchfurchtes Antlitz, ihr geschlossener Mund sprachen deutlicher von ihrem traurigen Schicksal, als wenn sie es mit Worten geschildert hätte.

Ich fühlte mich zu ihr hingezogen. Nach und nach habe ich dann im Laufe von Monaten dies und das aus ihrem traurigen Leben erfahren. Wenn ich all das nun zusammenstelle, so zeigt sich mir dieses tief traurige und bedrückende Lebensbild.

Vor ein paar Jahren noch war Teyassi ein strahlendes, gesundes, blühendes Mädchen. Noch im Norden, wo noch nie ein Christ seinen Fuß hingesetzt hatte, wuchs sie in einem Rundhüttendörfchen auf. Später folgte sie dem jungen Manne, der sie bei ihren Eltern gekauft hatte, in sein großes, schönes Dorf. Sie war seine erste Frau und bevorzugt. Sie fand sich deshalb mit ihrem Los ab und war nicht unzufrieden. Sie hatte eine große Arbeit draußen auf den Feldern und daheim im Dorf der Schwiegereltern zu leisten. Alles lag auf ihr, der jungen Frau.

Als nach Verlauf einiger Monate Teyassi spürte, daß sie Mutter werde, zog eine leise Freude in ihr Herz; denn sie wußte, daß ein Kind ihren Mann und die ganze Verwandtschaft beglücken würde. Während der kommenden Monate wurde sie in all ihrem Tun streng bewacht und beobachtet. Man wollte sie behüten vor dem gefährlichen Einfluß der bösen Geister. Oft versuchte schweres Bangen die Freude ihres Herzens zu ersticken. Die Angst der jungen Frau war nicht ohne Grund. Als ihre Zeit kam, mußte sie sich den alten Frauen des Dorfes anvertrauen, die sie mehr quälten, als ihr halfen. Nach drei Tagen unbeschreiblicher Qualen kam ein totes Kind zur Welt. Die unglückliche Teyassi empfing von niemandem einen Trost; vielmehr wurde sie von allen Seiten mit Vorwürfen überschüttet. Aber nicht genug damit. Ihre Lebenskraft war gebrochen und bald wußte man, daß sie nie mehr ein Kindlein werde ihr eigen nennen können.

Eines Tages zog denn auch eine neue, junge

---

so heftig zur Liebe hinriß, daß er zum „Tränenstrudel" wurde, und, „zum ersten Mal in meinem Leben wegen Liebessachen" einen Strom von Tränen vergoß. Dabei mußte Gottfried Keller feststellen, „daß es das größte Uebel und die wunderlichste Kombination ist, die einem Menschen passieren kann, hochfahrend, bettelarm und gleichzeitig ebenso verliebt zu sein." Schließlich floh der knorrige, murrige Schweizer, ohne seiner Liebe anders als auf einem großen Bogen Löschpapier Luft gemacht zu haben, den er über und über mit dem Namen der Geliebten und der zärtlichen Apposition, die er für sie gefunden hatte, „la bella Trovata" bektitelte. Diese Schüchternheit des Dichters hat auch der Nachwelt gegenüber ihren Zweck erfüllt; es ist nicht ganz sicher, daß Dortchen Schönfund im „Grünen Heinrich" wirklich die dichterische Wiedergeburt der Elisabeth Ney ist. Dennoch paßt die Schilderung des Dortchens, „die einem hellen Junitag gleichsah" gut zu Elisabeth Ney. Es war auch ihre Art, sich zeitlos und völlig unabhängig vom Befehl der Mode zu kleiden und die Haare kurz verschnitten zu tragen. Gottfried Keller beschreibt die Frau, der er seinem zärtlichen Liebesnamen in deutscher Uebersetzung als Geschlechtsnamen gibt: „Sie war in schwarzen Atlas gekleidet, trug um Hals und Brust eine vornehme Spitzenzierde und in dieser verlor sich eine Perlenschnur. Die dunkle Lockenfast aber war heute mit besonderem Schwunge nach dem Nacken zurückgeworfen, während dadurch zutage tretenden lichten Felder der Schläfengegend dem Kopf einen Ausdruck von Freiheit, wo nicht Stolz verliehen". Diese Beschreibung paßt nicht nur ihrem visuellen Gehalt nach auf Elisabeth Ney.

Aber selbst wenn ein Mann es wagte, Elisabeth Liebe zu gestehen, ja selbst wenn sie die Liebe erwiderte, blieb sie Amazone, Kämpferin für die Kunst und die Vorrechte des künstlerischen Menschen und wies die plumpen Rechte und Pflichten bürgerlichen Eheschutzes als eine unwürdige Last von sich. Noch aus der Münchner Studienzeit stammt ihre Liebe zu Edmond Montgomery, einem Arzt irischer Abstammung, der ihr an körperlicher Schönheit und Unabhängigkeit des Denkens ebenbürtig war, der ihren künstlerischen Verdiensten und Erfolgen seine wissenschaftlichen an die Seite stellen konnte. Die angebende Bildhauerin hatte damals auf der Straße eine hohe Männergestalt gesehen. Sie hatte von hinten beobachtet, wie dieser Mann schritt und sich bewegte, — und ein ganzes langes Leben bestätigte ihr die Richtigkeit dieser auf den ersten Blick getroffenen Liebeswahl.

Es wäre irreführend zu sagen, Elisabeth und Edmond hätten wie Mann und Frau zusammengelebt. Ihre Gemeinsamkeit war ein unvergänglicher, sich stets steigernder, bewußt gestalteter Liebestraum. Es verband sie jene unverbrüchliche geistige Treue, wie sie nur zwei schöpferische Menschen, über viele intensive andere Erlebnisse weg, einander halten können. Diese vorgültig behütete Beziehung zweier freier Menschen, die die banale Respektlosigkeit und plumpe Vertraulichkeit eines gewohnheitsmäßigen Zusammenlebens und die Entwicklung von Besitzrechten, bewußt ausschaltete, trat nicht als bürgerliche Ehe in Erscheinung. Obgleich Elisabeth zwei Kinder gebar und ihren Liebesbund darauf standesamtlich eintragen ließ, trat sie immer so im Leben auf, als ob sie noch Fräulein Ney wäre. Sie hat die Tatsache ihrer Ehescließung sogar den allerengsten Familienmitgliedern geheim gehalten und sich stets als freie Herrin ihres Bleibens und Gehens, ihres Tuns und Lassens gefühlt.

Nach einem Reiseleben von mehreren Jahren ließ sich das Paar 1867 in München nieder. Wie die Münchner Gesellschaft, so vermochte sich auch Ludwig II. der menschenscheue, überempfindliche, hochmütige König, dem Reiz von Elisabeths anmutiger Selbstsicherheit und ihres gedankenreichen Freimutes nicht zu entziehen. Sie durfte ihm Briefe schreiben, die in ihrer demokratischen Urteilsfähigkeit und Kritik erstaunlich weit gehen, er gerühte ihr persönlich Modell zu stehen, eine Gnade, die nie vorher und nie nachher einem Künstler zuteil wurde, und sie durfte sogar sein königliches, vom Wahnsinn bereits unwittertes Haupt mit ihrem Meißzirkel berühren. Um Elisabeth in seiner Residenz festzuhalten, ließ Ludwig eine Villa für sie bauen, und als sie kostbare Juwelen als Geschenk nicht annimmt und dem König sagt, Freunde pflegten ihr Blumen zu schenken, kam am nächsten Tag eine Wagenladung Blumen aus den königlichen Treibhäusern bei ihr vorgefahren.

Aller Glanz und Ruhm, nicht und nicht königliche Huld und gutbezahlte Staatsaufträge vermochten zu hindern, daß Elisabeth Ney und Dr. Montgomery 1870 plötzlich und heimlich München verließen und bereits auf hoher See schwammen, ehe die Münchner Gesellschaft erfahren hatte, daß der bewunderte und wohl auch neidvoll beklatschte Mittelpunkt ihrer Interessen auf und davon war, um sich eine neue Heimat in der neuen Welt zu suchen. Ob es Uebersättigung oder Weisheit, Müdigkeit oder Ratlosigkeit, neue Ideale oder alte Enttäuschungen waren, ob das Kriegsgeschrei in Europa oder die Sehnsucht nach ruhigem Mutterglück Elisabeth in die neue Welt trieben, das steht nirgends zu lesen. Für diesen Umbruch wie für die ganze zweite beschattete Hälfte ihres Lebens fehlen fast ganz die Zeugnisse der Zeitgenossen, die Elisabeth Neys besonnten Aufstieg so faßbar machen.

Es lassen sich nun nur noch trockene Feststellungen finden, von großen Enttäuschungen durch die Gründung einer kommunistischen Kolonie „glücklicher, gebildeter, unabhängiger Menschen" im Staate Georgia, vom Kauf der Plantage Liendo in Texas, von gütig behandelten Negern, dem Versagen individualistischer Weltverbesserer, schlechten Ernten und üblem Geschäftsgang. Man kann errechnen, daß Elisabeth zwanzig Jahre lang auf die Ausübung ihrer Kunst verzichtete, und man erfährt aus der Kunstchronik von Texas, die mit Elisabeths Ansiedlung in der Hauptstadt Austin erst richtig beginnt, daß sie doch wieder als fast Sechzigjährige, Meißel und Modellierholz zur Hand nahm, und daß es ihr in zäher, mühseliger, schlecht bezahlter Arbeit gelang, in den noch jungfräulich-rauhen Boden von Texas die ersten Blüten künstlerischen Verständnisses einzuwurzeln. Es wird berichtet, daß sie noch als alte Frau rüstig genug war, zweimal nach Europa zu reisen, und hartnäckig genug, sich noch immer so zu kleiden, wie es ihrem eigenen Geschmack und Stilgefühl entsprach. Und man darf aus einigen Briefen des Dr. Montgomery an Elisabeths Familie in Deutschland, kurze Zeit nach ihrem Tod im Jahre 1907, geschrieben, entnehmen, daß die die Liebe zwischen den beiden immer inniger, tiefer, zuverlässlicher und zärtlicher geworden war.

Allem diesem Wissen fehlt dennoch der pulsendspringende Lebenspunkt, der so deutlich in jeder Aeußerung der Beobachter und Miterlebenden über die junge Elisabeth klopft. Vielleicht fehlt dieser Kontakt der Zeitgenossen mit dem innern Wesen Elisabeths nur deshalb, weil sie zwei Gräber in sich trug, die sie so fest verschlossen hielt, daß in der zweiten Lebenshälfte dieser starken und in ihrem Gewissen ungebrochenen Frau, niemand mehr von ihrer quellklaren Offenheit, von ihrer siegesgewissen Selbstbehauptung spricht.

Ihr erster Sohn Arthur starb im zweiten Lebensjahre. Der Zweitgeborene, Lorne, aber hat es ihr nie mit Liebe und Vertrauen gelohnt, daß sie sich seiner Erziehung fast ausschließlich ein ganzes Jahrzehnt lang gewidmet hat. Auch noch als Lorne zum Manne geworden war, hatte er es seiner Mutter nie verzeihen können, daß sie nicht war, wie andere Frauen sind.

Frau ins Dorf ein. Der Mann, der ja für Teyassi einen Brautpreis bezahlt hatte, war ihrer so überdrüssig geworden, daß er sie mit höhnischen Worten fortjagte. Müde und elend, verwundet an Leib und Seele, schleppte sich Teyassi auf einsamen Wegen im Busche ihrem heimatlichen Dörfchen zu. Dort hoffte sie liebevolle Aufnahme und Verständnis für ihr Leid und ihre Not zu finden. Doch auch Vater und Mutter stießen sie weg. Man wollte nichts mehr mit der vom Unglück verfolgten jungen Frau zu tun haben, denn die ganze Familie befürchtete, sie könnte auch Unglück über sie bringen. Zudem hatte sie eine unauslöschliche Schande über alle gebracht. Das lag ja klar am Tage, nachdem sie von ihrem Manne fortgejagt worden war.

Die Unglückliche wanderte weiter. Sie nährte sich von Früchten und Wurzeln im Busch. Sie mied die Menschen und ihre Wohnstätten. Da kam der Tag, da sie nicht mehr konnte. Aller Kräfte bar, sank sie ohnmächtig nieder. Einige Christenfrauen, die vom Felde nach Hause gingen, fanden sie unterwegs. Sie hoben sie auf, brachten sie in ihr Dörflein, gaben ihr zu essen und pflegten sie. Sie erzählten der erstaunt aufhorchenden Teyassi von dem großen weißen Arzt in der Stadt, der schon vielen Frauen geholfen habe. Teyassi glaubte den Worten der Frauen. Ein Lichtschimmer fiel in das Dunkel ihres Herzens. Sie hatte nur noch den einen Wunsch, den Mann, der helfen könne, zu suchen. So zog sie denn noch einmal ihres Weges und begab sich zum zweitenmal auf eine lange, mühselige Wanderschaft.

Eines Tages wankte sie durch das Tor hinein in den Hof der Schweizer Missionsstation in Lourenço Marques. Sie ging an den Stationsgebäuden, der Kirche und dem Schulhaus vorbei, bis sie in den Hof kam, wo wohl 100 Schwarze geduldig des Rufes der weißen Krankenschwester warteten, die sie zum Arzte brachte. Stumm und verschlossen, mißtrauisch und ängstlich zugleich stand die arme Teyassi im Hof. Nach der ersten Untersuchung ihres elenden und mißhandelten Körpers suchte sie sich ein einsames Plätzchen, wo sie niemandem im Wege war. Dort fand sie ihren harten Stein und legte sich darauf; denn sie glaubte, sie müsse Menschen meiden, weil sie ja eine Ausgestoßene, eine vom Unglück Verfolgte sei. Sie unterzog sich willig mehreren Operationen. Alles wurde versucht; aber es gab für die arme Teyassi keine Rückkehr mehr zu einem glücklicheren Leben. Sie selber sah die letzten Hoffnungen schwinden. Zehrendes seelisches und körperliches Leiden berichtete Teyassi, die mit 26 Jahren aussah wie eine alte Frau.

Nur allmählich schenkte wir die Arme ihre Aufmerksamkeit. Wenn ich nur schon nach langem Warten eine Erwiderung meines Grußes im Vorbeigehen empfing, war ich glücklich. So oft ich den Versuch machte, von den ewigen Dingen mit ihr zu reden, gab sie mir keine Antwort. Eine treue schwarze Christin besuchte sie täglich. Auch sie konnte scheinbar nichts ausrichten. Teyassi blieb allein in ihrer Not und ihres Herzens Türe verschlossen. Sie, die sich von allen verabscheut glaubte, mied die andern. Noch in den letzten Monaten ihres Lebens schien es mir, als ob sie meinen Gruß etwas froher erwiderte. Ab und zu, wenn ich in der Eile vorbei ging und ich sie nicht beachtete, rief sie mir sogar einen Gruß zu. Hie und da dankte sie, wenn ihr Mädchen aus meinem Internat Essen brachten, das sie sich besonders gewünscht hatte.

Nicht unerwartet, aber doch ganz plötzlich trat dann der Tod ein und machte dem armseligen Leben ein Ende. Jetzt war sie nicht mehr da. Einsam, wie sie gelebt hat, ist sie auch gestorben. Als ich den Stein, der ihr als Kopfkissen diente, im Vorbeigehen an seinem Ort liegen sah, schnitt es mir ins Herz. Warum durften wir der armen Teyassi nicht beistehen im letzten Augenblick? Warum durften wir zu ihr nicht vom Tod, der als Freund und Erlöser kommt, sprechen? Gott allein weiß es, warum er es zuließ, daß auch Teyassi im Tode allein war.

Nun ruht der Körper im großen Massengrab der Stadt. Aber die unsterbliche Seele, die wir nicht ergründen und erschließen konnten, kann nicht verloren sein. Steht nicht auch über dem elendesten Leben, das im tiefsten Dunkel geführt werden mußte, mit leuchtenden Zeichen das Wort „Gnade"?

Christine Ries, Burgdorf.

LABEL

Verständigung

Das „Label-Sekretariat" in Bern schreibt uns:

„... Wir können es uns heute nicht leisten, „gegeneinander" statt „zusammen" zu arbeiten. Aus dieser Einsicht heraus muß jede Bestrebung unterstützt werden, die zum Ziel hat, die Zusammengehörigkeit auch im praktischen Alltag zum Ausdruck zu bringen und unsere nationale Geschlossenheit zu stärken.

Eine dieser Bestrebungen ist die Label-Aktion der Sozialen Käuferliga. Als politisch und konfessionell vollständig neutrale Organisation hilft sie Brücken schlagen über die Spaltungen in unserer Volksgemeinschaft. Sie ist ein Werk der Verständigung zwischen Arbeitgeber, Arbeitnehmer und Käufer, und fördert vor allem den sozialen Frieden, den die schweizerische Wirtschaft so dringend braucht. Das Label als Garantie- und Empfehlungszeichen darf nur auf Waren angebracht werden, die unter anständigen Arbeitsbedingungen hergestellt werden. Durch die freiwillige Zusammenarbeit von Arbeitgeber, Arbeitnehmer und Konsument auf echt demokratischer Grundlage wird dafür gesorgt, daß das Gesamtwohl aller Beteiligten als unverrückbare Zielsetzung erhalten bleibt.

Ausschlaggebend für die praktische Wirksamkeit ist die Stellungnahme des Käufers. In dieser Hinsicht ist es besonders wichtig, daß der Bund schweizerischer Frauenvereine, dem zurzeit 196 Frauenorganisationen angeschlossen sind, die Label-Aktion der Sozialen Käuferliga von Anfang an unterstützt hat. Damit ist die Wirksamkeit der Bewegung schon zu einem großen Teil gewährleistet, ganz abgesehen davon, daß Label-Waren nicht teurer sind als andere."

Streifzug ins Ausland

Gegen das Arbeitsverbot bei Verheiratung.

Der argentinische Senat hat einstimmig ein Gesetz angenommen, das allen Arbeitgebern in der Verwaltung und im Handel untersagt, in Arbeitsverträgen in irgendwelcher Form Vorschriften zu machen, durch welche Frauen bei ihrer Verheiratung entlassen würden. In der Weisung zu diesem Erlaß wird gesagt, daß ein Arbeitsverbot wegen Verheiratung durchaus gegen die Interessen der Nation und gegen die guten Sitten verstoßen würde, da es die Frauen zwingen würde, unverheiratet zu bleiben. Das Gesetz tritt erst in Kraft, wenn es noch vom Parlament angenommen ist.

Kinderarbeit in U. S. A.

Wieder hat sich ein nordamerikanischer Staat, diesmal Nord-Carolina, ein neues Gesetz gegeben betreffend die Arbeit der Jugendlichen in Fabriken. Das Mindestalter für Fabrikarbeit ist heraufgesetzt auf 16 Jahre. Kinder zwischen 14 und 16 Jahren dürfen neben der Schule arbeiten, wenn es sich nicht um Fabrikarbeit oder eine andere unter Verbot stehende Arbeit handelt. Die Arbeitszeit für unter Sechszehnjährige ist auf 40 Stunden festgesetzt, wobei der acht Stundentag nicht überschritten werden darf. Die 16jährigen bis 18jährigen dürfen bei der 48-Stundenwoche bis 9 Stunden täglich arbeiten. Nachtarbeit ist für alle unter 18jährigen verboten. Jugendliche unter 16 resp. 18 Jahren dürfen nicht in gefährlichen Berufen verwendet werden. Das Gesetz bestimmt, welche Berufe dazu zu zählen sind.

Glücksfälle und gute Taten

Ein großartiges Geschenk

Der Staatsrat des Kantons Waadt empfiehlt in einer Botschaft dem Großen Rat die Annahme eines ungewöhnlichen Geschenkes, das dem Kanton zugefallen ist. Es handelt sich um ein mit den neuesten technischen Errungenschaften ausgestattetes Säuglingsheim in Vevey, das von der Gesellschaft Nestlé und ihrem vor wenigen Monaten verstorbenen Präsidenten Louis Dapples gebaut worden ist. Das Gebäude selbst hat eine amtliche Schätzung von 355,200 Fr., dazu gehört ferner ein Betriebskapital von 250,000 Fr., das durch die Zinsen zunächst auf 300,000 Fr. geäufnet werden soll. Darüber hinaus verpflichtet sich die Nestlé-Gesellschaft unter gewissen vertraglichen Bestimmungen, das Heim zu unterhalten und die Betriebskosten zu decken. Das „Säuglingsheim Nestlé, Stiftung Louis Dapples", ist also auch in finanzieller Beziehung eine Musteranstalt.

Paradiesäpfel

Man ist sich nicht sehr sicher, wie der Apfel ausgesehen hat, mit dem Adam von der Eva verführt wurde. Viele glauben, daß es kein gewöhnlicher Apfel, sondern eben ein Paradiesapfel gewesen ist. Paradiesapfel — das ist der oft gebrauchte poetische Name für Tomaten (manchmal abgekürzt einfach „Paradieser"), und wenn man sich diese tiefrote, vom Saft prallende, glänzende Frucht anschaut, kann man wohl begreifen, daß Adam hineinbißig.

Diese herrliche Sommerfrucht ist uns Gemüse, Salat, Tram und Gewürz zugleich. — Es ist stets ein hohes Lob für eine Pflanze, wenn sie poetische Namen erhält. Bei der Tomate, die überall in Europa wächst, ist es in jedem Land ein anderer. In Italien, wo man sie bei jeder Mahlzeit, vor allem aber bei der Nationalspeise, den Makkaroni, Risotto, Gniocchi, Polenta verwendet, heißt die Tomate Pomidoro, d. i. der Goldapfel. Die Franzosen sagen hie und da zärtlich Pomme d'amour, und in dieser Eigenschaft als Liebesapfel werden sie in manchen Gegenden den Brautpaaren in der Hochzeitsnacht als Suppe serviert. — Alle Kräfte, die die Pflanze aus Sonne und Erde gesogen, hat sie in ihrer Frucht zu diesem festroten Saft umgewandelt, der dem Saft in unsern Adern so ähnlich ist.

Wie in einem fest zugebundenen Säckchen steckt das zarte Fleisch in der glänzenden feinen Haut, die durch ihre Glätte dem Messer meist zu widerstehen sucht. Der Kelchrest mit dem Stiel schließt die Frucht, die saftstrotzend dem Ende zu kleine Falten schlägt. Die festen sind gut für Salate und zum Rohessen, die weichen dagegen, die vollreifen, überall da, wo man ihren Saft braucht: für Suppen, Saucen, Säfte, aber auch zum Füllen. Es gibt neben den mit Hackfleisch, Pilzen und Zwiebeln gefüllten Tomaten noch ein sehr einfaches, überraschend pikant schmeckendes Rezept. Man mischt Weggimehl, geriebenen Käse, Peterli, Pfeffer und Salz, füllt dies in die aufgeschnittenen Tomatenhälften, legt auf jede Hälfte ein Stück Butter und läßt sie etwa 10 Minuten in der Pfanne im Fett zugedeckt schmoren. Auch mit Mayonnaise und allerlei Salaten gefüllte Tomaten sind zum Kaltessen vorzüglich. Sie sind sowohl auf die raffinierteste Weise bereitet, als auch einfach, mit Salz und Zwiebeln gewürzt, ein stets wunderschön erfrischendes Essen, schon durch ihre Farbe immer verlockend. Darum auch ist die Tomate ein hübscher Schmuck für jede Platte. Ihrem süßsauren, aparten Geschmack hat sie es zu verdanken, daß man sogar neuerdings Tomatensaft auf manchen Speisekarten findet, ja, es gibt einen scharfen Cocktail, Prairie Oister, dessen Hauptbestandteil Tomatensaft ist. So vielseitig ist die Tomate, roh, gekocht, gewürzt, ungewürzt zu essen, daß sie vom kleinen Kind (für das die Tomate durch ihren Fettgehalt eine nahrhafte und gesunde Frucht ist) bis zum anspruchsvollen Gast und Feinschmecker jeden zu befriedigen weiß. Wie schön, daß sie jetzt auch auf unsern einheimischen Märkten wieder überall zu haben ist, durch ihre Frische und ihren leuchtenden Anblick ein nicht wegzudenkendes Symbol des Sommers.

(S. P. Z., Brent Wasmuth.)

Die offene Stelle

Am Neuenburger Technikum, Abteilung **Chaux de Fonds** wird für die

Frauenarbeitsschule

die Stelle einer **Lehrkraft** für **Weißnähen-Sticken** ausgeschrieben.

Bewerberinnen sollen das Patent einer Gewerbelehrerin von Neuenburg (event. auch anderer Kantone) besitzen.

Sich melden bis 20. September bei Mr. le Dr. Henri Perret, Directeur du Technicum Neuchatelois.

Von Kursen und Tagungen

Schulungskurs für die evangel. Jungmädchenarbeit

Veranstaltet vom Schweiz. Nationalkomitee des Christlichen Vereins junger Töchter, vom 8.—10. Oktober in Macolin (Grand Hotel) bei Biel.

Dieser Kurs ist für verantwortliche Glieder, Leiterinnen und zukünftige Leiterinnen der C. V. j. T.-Gruppen bestimmt, soll aber auch für Pfarrfrauen, Sonntagsschullehrerinnen, Gemeindehelferinnen und Fürsorgerinnen offen stehen, sowie jedem jungen Mädchen, das sich für den Dienst in der christlichen Gemeinde vorbereiten möchte.

Da das Bibelstudium die Grundlage des C. V. j. T. bildet, werden vier Lektionen gehalten über das Thema: „Die Offenbarung Gottes im Leben einiger großer Gestalten der Bibel", in französischer Sprache von Herrn Pfarrer Etienne, Prumtrut, in deutscher Sprache von Frl. Pfarrer Kappeler, Zollikon.

Auch Probleme der C. V. j. T.-Arbeit sollen zur Sprache kommen.

Preis des Kurses Fr. 12.— (Samstag nachmittag bis Sonntag abend Fr. 9.—). Anmeldungen bis 1. Oktober an Frau E. Röthlisberger, Les Glycines, Yverdon. Anmeldegebühr Fr. 2.—.

Der Schweiz. Katholische Frauenbund veranstaltet vom 3. bis 5. September einen **Schulungskurs** im Bad Schönbrunn für katholische Schweizerinnen.

Thema: **Frau und Heimat.**

Für Programme und Anmeldungen wende man sich an die Zentralstelle des S. K. F. Luzern, Burgerstr. 17.

Versammlungs-Anzeiger

Bern: Vereinigung bernischer Akademikerinnen. Generalversammlung, Montag, 5. September, 20 Uhr, im „Daheim". Nach den üblichen Traktanden: Berichterstattung über das Weltstudentinnenwerk (Referate von Dr. jur. Gertrud Müller und Ruth Frey, Fürsprecher).

Zürich: Hausfrauenverein Zürich und Umgebung. Monatsversammlung im Kirchgemeindehaus am Hirschengraben, Mittwoch, 7. Sept. Referat von Herrn Dr. Imfeld über: Die Milchpreiserhöhung.

Zürich: Schweizerischer Verband Frauenhilfe, Delegiertenversammlung, Freitag, den 9. Sept., 9.45 Uhr, im Glockenhause, Sihlstraße 33.

Die Hausfrau im Dienste des Volkswohles

Ferienkurs vom 3.—8. Oktober 1938 in Luzern

veranstaltet vom

Schweiz. Verband für Frauenstimmrecht und vom **Verband Schweiz. Hausfrauenvereine.**

Programm

A. Vereinsleitung.

Jeden Vormittag von 9–11 Uhr (Montag von 16–17 Uhr):
Theorie, praktische Uebungen, kurze Referate.

B. Vorträge.

Montag, 3. Oktober, 17–18 Uhr:
Ein Jahr mehr Kindheit.
Frl. Dr. Dora Schmidt (Bern).

Dienstag, 4. Oktober, 11–12 Uhr:
Wirtschaftliche und soziale Verantwortung der Hausfrau als Käuferin.
Frau A. de Montet (Vevey).

Mittwoch, 5. Oktober, 11–12 Uhr:
Konflikte zwischen häuslicher und außerhäuslicher Erziehung.
Herr Sek.-Lehrer Zeller (Oerlikon).

Donnerstag, 6. Oktober, 11–12 Uhr:
Der Hausdienst in seinen verschiedenen Formen.
Frau Hausknecht (Feldmeilen).

Donnerstag abend:
Vom obligatorischen Dienstjahr der Mädchen.
Frl. R. Neuenschwander (Bern).

Freitag, 7. Oktober, 11–12 Uhr:
Was die Hausfrau vom Gesetze wissen muß.
Frau Dr. Leuch (Lausanne).

C. Unterhaltung.

Ausflüge, Besichtigungen, Erholungsfahrten auf dem See.

Zimmer und Verpflegung im **Hotel Beau-Séjour au Lac zu Fr. 8.—** (Serv. inbegriffen vereinfachte Menus. Die Zuteilung der Zimmer erfolgt möglichst in der Reihenfolge der Anmeldungen. Diese sind zu richten an: Frau Dr. A. Leuch, Mousquines 22, Lausanne; Frau E. Vischer-Alioth, St. Johannvorstadt 90, Basel; Frau Bosshart-Frölich, Grütlistraße 42, Zürich 2; Frau Schramer-Heinzl, Herbstgasse 8, Basel.

Kursgeld: Für den ganzen Kurs Fr. 10.—, für alle Vorträge Fr. 4.—, für einen Tag Fr. 2.—, für einen Vortrag Fr. 1.—.

THUN
Telephon 24.04
Blaukreuzhof
Alkoholfreies Restaurant P 6166 T
Billige Essen und nette Zimmer mit mäßigen Preisen

Hotel Augustinerhof-Hospiz
St. Peterstraße 8 **Zürich** beim Paradeplatz
Zimmer mit und ohne kalt und warm Wasser von Fr. 3.50 bis Fr. 5.—. Ruhige, zentrale Lage, behagliche, neu renovierte Räume, gepflegte Küche.
4593 Leitung: Schweizer Verband Volksdienst, Zürich

Ecole d'Etudes Sociales (Soziale Frauenschule), Genève
Subventionnée par la Confédération.
Semestre d'hiver: 25 octobre 1938 — 22 mars 1939
Culture féminine générale.
Formation professionelle d'assistantes sociales (protection de l'enfance, etc.) de Directrices d'établissement hospitaliers, Secrétaires d'institutions sociales, Bibliothécaires.
Ecole de laborantines. Cours pr. infirmières-visiteuses (1 Nov., 15 déc.)
Pension et Cours ménagers, Formation de gouvernantes de maison au Foyer de l'Ecole (Villa avec jardin). p 127-9 x
Programme (50 cts.) et renseignements route de Malagnou 3.

Gesunde, nette Person ges. Alters, ohne Anhang, findet Stelle bei älterem Herrn als
Haushälterin
nach **Baden** Dieselbe muß häuslich veranlagt, exakt u. zuverlässig sein, wenn nötig auch Krankenpflege übernehmen Kl. Garten vorhanden. Offerten mit Zeugnissen, bild u. Ansprüchen unter Chiffre **OF 5922 R. an Orell Füßli-Annoncen, Aarau.**

Für werdende und stillende Mütter!
CARISTOP (Kombination von Kalk- und Phosphorsalzen). Nach Dr. P. Günther
bewahrt Ihre Zähne vor dem Verfall und verschafft Ihrem Kinde bessere Zahnkeime. P 8345 Y
In allen Apotheken erhältlich. Verlangen Sie Originalpackungen. CARISTOP Company GmbH, Bern.

Vegetarisches Erholungsheim
Hohfluh-Hasliberg
Station Brünig, Berner Oberland, 1100 m ü. M.
ruhig, gepflegt, sonnig. Südlage. Das ganze Jahr offen. Tagespreis von Fr. 6.50 an. Prospekte. Telephon 4.14.
Rosa Schneider und Gertrud Holenstein. 4798

Jongny sur Vevey 2039
Ecole nouvelle ménagère
Hauswirtschaft. Sprachen. Staatliches Sprachexamen.
Ferienkurse. Sport. Dir.: Mme Anderfuhren

Dieses Zeichen
bürgt für
Schweizerware
Schweizerware
kaufen, heisst
Arbeit schaffen

Du siehst nobel aus in Deinem neuen Anzug. Neu ist gut! Den habe ich doch schon drei Jahre, er ist bloss chemisch gereinigt, drum sieht er wieder wie neu aus. Das mache ich mit meinen Kleidern und Mänteln regelmässig. Merk dir's!
TERLINDEN
Küsnacht-Zürich
Die grösste Färberei u. Chem. Reinigungs-Anstalt d. Schweiz